

Bewegte Bahnen.

Von Mrs. Mary Holmes.

(3. Fortsetzung.)

„O, Walter, Walter!“ rief Jessie, „erzähle nicht weiter, — kein Wort mehr! Ich sehe zu deutlich die Armut in ihrem Glanz vor mir. Und mein Vater sagte gegen sie aus! Wie konnte er das thun?“

„Gar oft hatte Walter sich dieselbe Frage vorgelegt, und jedes Mal war er dann von Entrüstung übermannt worden. Aber jetzt, als auch Jessie die Gerechtigkeit seiner Handlungsweise in Zweifel zog, antwortete er:“

„Ich denke, er hat recht gethan, — ja ganz recht. Mr. Graham glaubte das, was er aussagte, und als er von der Schranke zurücktrat, legte er seine Arme um den Hals meines Vaters und sagte:“

„Gott möge mir verzeihen, Seth, ich konnte nicht anders.“

„Gewiß konnte er anders!“ warf Jessie ein. „Müßte er denn alles sagen, was er wußte?“

Walter ließ die Frage unbeantwortet und fuhr in seiner Erzählung fort: „Jetzt kam die Entscheidung. Mein Vater stellte alle gegen ihn gerichteten Beschuldigungen mit den heiligsten Beteuerungen in Abrede, er versicherte seine Unschuld, aber es fehlten ihm die Beweise. Hiergegen lagen so viel Verweigerungen gegen ihn vor, daß seine Sache dem Schlichter übergeben werden mußte. Da die nächste Session erst in drei Wochen begann, so mußte der Angeklagte bis dahin im Gefängnis verbleiben, wenn nicht ein Bürge die Summe von tausend Dollars als Sicherheit für ihn hinterlassen wollte.“

„Sicherlich für ihn hinterlassen wollte.“

und beschien zwei glückliche Menschen. Der trübe Schleier der Mißverständnisse war gehoben, und inniger zu einander hingezogen, traten sie den Heimweg an.

Als sie das Farmhaus erreichten, sah Mr. Marshall rauchend vor der Thür. Tante Debby saß neben ihm, und als sie nun die beiden erblickte, rief sie dem jungen Doktor redend zu: „Ei, Walter, wo sind denn die Klüße, welche Du von der Weide heimwärts treiben wolltest?“

Die jungen Leute erzählten. Als spät am Abend außer Mr. Marshall und Walter alle Hausgenossen sich bereits zur Ruhe begeben hatten, schaute der Alte seinem Entel scharf ins Auge:

„Walter, Du warst heute lange mit Jessie draußen!“

Walter schenkte den Blick und entgegnete etwas verlegen: „Zawohl! Es kam die Rede auf meinen armen Vater; William Bellenger hat denselben bei Jessie verlobet, und da habe ich ihn ertüchtigt, was des Sohnes Pflicht ist!“

Der Alte schloß, wie er immer that, wenn von seinem Sohne die Rede war; dann aber bemerkte er:

„Ich freue mich, daß es nichts Schlimmeres war, daß Du das Vertrauen, welches Mr. Graham in uns setzt, nicht dadurch betrügst, daß Du seiner Tochter den Kopf verdrehst.“

Walter war bleich geworden; doch antwortete er nicht, und sein Großvater fuhr fort:

„Ich bin alt, Walter, aber ich habe die Tage meiner Jugend nicht vergeßten. Drum kann ich es sehr wohl begreifen, wenn Du an Jessie Graham Dein Herz verliert. Gott segne sie! Sie verdient die Liebe des besten Mannes, und in meinem eigenen Herzen besitzt sie mit Allen den besten Platz. Aber für Dich ist sie nicht geboren, Walter. Ich kenne Mr. Graham besser, als Du ihn kennst. Er ist edel und gut; aber eben so stolz ist er, und die Tochter eines Millionärs wird niemals Dich heirathen, den Sohn eines armen —“

„Galt ein!“ rief Walter, indem er die Hand seines Großvaters ergriff. „Ich weiß ja alles. Ich weiß, daß ich arm bin, weiß, was die Welt von meinem Vater denkt, und ich will lieber mein ganzes Leben lang leiden und dulden, als zugeben, daß Jessie Graham je unsere Schande theile. Aber wäre mein Vater unschuldig, ich würde nicht ruhen und rasten, bis ich mit einem Namen erworben hätte, den selbst Jessie Graham nicht verachten dürfte; denn ich liebe sie, Großvater, — liebe sie mehr als mein Leben.“

Walter hatte im erregtesten Tone gesprochen, dann trat er ans Fenster und starrte schweigend in die Nacht hinaus. Aber der alte Mann schüttelte traurig das Haupt und sagte leise:

„Da ist keine Hoffnung für Dich, mein Kind, — keine Hoffnung für Dich!“

Walter drückte dem alten Manne die Hand und bot ihm eine „Gute Nacht!“ Dann ging er auf sein Zimmer; er mußte allein sein. Es war ein harter Kampf, den Walter zu kämpfen hatte; auf der einen Seite stand die aufsteigende Liebe eines jungen hübschen Mädchens — und auf der anderen Seite die kalte Pflichterfüllung der Ehre und des Gewissens. Er trübe vor seinem Bette nieder und betete lange, und reichte Thränen rannen dabei über seine Wangen. Aber als er aufstand, war sein Gesichtsausdruck ruhig, sein Entschluß war gefaßt.

Am anderen Morgen fand Jessie, daß ihr junger Freund bleich und angegriffen aussehe; er meinte, das seien wohl die Nachwehen der angestrengten Studien der letzten Monate. Dann machte er Jessie Mittheilung von dem Schritte, welchen er heute noch zu thun beabsichtige. Er wolle an ihren Vater, Mr. Graham, schreiben, daß er das Anerbieten, ihn in sein Geschäft aufzunehmen, dankbar annehme, daß er aber dankend und bestimmt es ablehnen müsse. Aufnahme in die Familie Mr. Gabriels zu finden. Und diese Ablehnung sollte er motiviren mit dem Hinweis auf sein trauriges Familiengeschick.

Jessie kämpfte mit ihrer ganzen Begeisterung gegen die Ausführung dieses Planes, indem sie insbesondere betonte, daß die Eltern von ihr erwarteten, daß sie ihren eigenen Namen durch einen solchen Schritt keineswegs gebühre; aber sie ließ sich durch Walter auf solche unerschütterliche Festigkeit, daß sie ihren Widerstand aufgeben mußte, sich damit tröstend, daß bei Einfluß ihres Vaters noch eine Wendung werde ermöglichen können.

Sechstes Kapitel.

Mrs. Bartons.

Jessies Großmutter, die würdige Lady Bartons, sah einfach und unzufrieden in ihrem Zimmer. Da erschien ein Diener mit der Meldung, Mr. Bellenger wünsche sie zu sprechen. Sogleich begab sie sich in den Salon, um den jungen Mann zu empfangen, der seinen aus Deerwood zurückgekehrt war. Blasslose Fragen mußte William beantworten; ob Jessie wohl sei, — ob sie glücklich sei, — ob sonnenverbrannt, — was für Leute diese Marzalls wären u. s. w.

Die letzte Frage war William recht willkommen, und er beugte sich zu antworten:

„O, sehr angenehme Leute, die Jessie recht lieb haben und sie mit großer Aufmerksamkeit behandeln. Täufche ich nicht, so hoffen sie

gar, Jessie eines Tages mit der Familie Marzall enger zu verbinden, und es will mir bedünken, als wenn diese Hoffnung gar nicht so aussichtslos wäre.“

„Wie meinen Sie das, Mr. Bellenger?“

„Ich glaube beobachtet zu haben, daß William Jessie und dem neuen Doktor, ihrem früheren Spielgenossen, eine gegenseitige Zuneigung besteht und daß Walter Marzall daran denkt, eines Tages um die Hand Jessies zu werben.“

Das Gesicht der alten Dame röthete sich vor Zorn; sie sprang von ihrem Stuhl auf und rief:

„Mein, dieser junge Mensch, der in Richard Graham seinen Wohlthäter verehrt, erstreckt sich, zu der Tochter eines Millionärs aufzuschauen und gar die Hand nach ihr auszustrecken! Und Jessie hat nicht so viel Standeserbe, sich dem zu widersetzen. Hat denn ihr Blut nichts von dem Familiensitze der Bartons! Also darum will Jessie nicht heimkehren!“

Der Standesunterschied wäre noch das geringste, so hob William auf's neue an, als Mrs. Bartons wieder in ihren Stuhl zurückgelehnt war und sich kühlend zusahelte. „Es ist mir im höchsten Grade peinlich, darüber zu sprechen; und doch halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, was Walter ist,“ und dann erzählte er im Tone des Mitleids und des Bedauerns, in welcher Beziehung Walter zu ihm selbst und zu dem „Flecken auf seiner Familienehre“ stehe, von dem Mrs. Bartons in ihrem letzten Briefe an Jessie gesprochen hatte.

Das hatte noch gefehlt, um die alte Dame ganz außer Fassung zu bringen; sie glaubte sich einer Ohnmacht nahe. Langsam erhobte sie sich.

„Ihre Mittheilungen sind geradezu entsetzlich, Mr. Bellenger,“ rief sie. „Also Walter, der Sohn des verstorbenen und von aller Welt verachteten Paars nähert sich meiner Entelin, und diese erniedrigt sich zu einem Verleher mit solchen Leuten! Ich werde selbst nach Deerwood reisen, werde meine Entelin solcher Nähe entreißen, werde ihr sagen, was ihre Abstammung von ihr fordert, und werde dem jungen Mr. Martenshämte bringend, was ihm zuehört!“

„Mr. Bellenger, Sie würden mit einem großen Dienste erweisen, wenn Sie über alles dieses das strengste Stillschweigen beobachten wollten; vor allem darf Mrs. Reeves nichts davon erfahren. Erzählen Sie ihr doch die Sache um Gottes willen nicht.“

„Fürchten Sie nichts. Ich muß eben so sein, die Geschichte verborgen zu halten, wie Sie“, antwortete er; „denn dieser junge Marshall ist ja leider nahe mit mir verwandt, obgleich unsere Familie ihn durchaus nicht anerkennt.“

Nachdem der junge Mann hiermit den Zweck seines Besuchs erreicht hatte, empfahl er sich, während die aus ihrer Gemüthsruhe aufgerüttelte Dame sogleich Anstalten traf, ihre Koffer zu packen und sich zu der Reise nach Deerwood bereit zu machen.

„Warten in dieser Arbeit würde sie durch die unerwartete Rückkehr Mr. Gabriels überrascht, den sie sofort von der Ursache ihrer tiefen Verämblich unterrichtet und fragte, ob er etwa wünschte, daß seine Tochter Walter Marshall heirathe, den Sohn eines —“

Mr. Graham, welcher die Eigenthümlichkeiten der von thörichter Eitelkeit besessenen Dame zur Genüge kannte und oft, aber vergeblich dagegen angekämpft hatte, blieb äußerlich kühl und sagte mit größter Gelassenheit:

„Ich wünschte überhaupt nicht, daß Jessie jetzt schon heirathet. Im übrigen aber glaube ich, daß aus William Bellenger ein anderer Geist als der der Wahrheit gesprochen hat.“

Diese süße Ruhe, welche er der Altern der alten Dame entgegensetzte, erzeugte diese noch mehr.

„Ich begreife Deine Ruhe nicht, Richard; es handelt sich um das Geschick Deines einzigen Kindes und um die Ehre der ganzen Familie. Da hast Du die Frucht Deiner von mir nie gebilligten That, Deine Tochter einer solchen Familie zur Erziehung zu übergeben. Aber ich hoffe, daß Jessie noch gerade genug von den Standesgeboten erbt hat, um einen unerschämten Bewerber in den richtigen Schranken zu halten.“

„Von wem soll sie genug haben?“ fragte Mr. Graham mit einem leichten, spöttischen Lächeln.

„Nun ja, oder genug von den Bartons,“ erwiderte die Schwiegermutter verlegen. „Welcher Gedanke, einen Menschen von solchem Herkommen in unsere Familie aufzunehmen zu wollen.“

Glaubte Mrs. Bartons bei ihrem Schwiegersohne eine Sinnesänderung herbeizuführen, so hatte sie sich getäuscht. Derselbe antwortete ihr vielmehr in einem so festen Tone, daß sie verwundert aufschauzte:

„Walter Marshall ist ein höchst achtungswerther junger Mann, den ich liebe, wie meinen Sohn. Seine edlen Charaktereigenschaften wiegen mir weit schwerer als alle Vorzüge der Geburt. Sein Schicksal aber macht ihn mir noch theurer. Ich sage nicht, ich wünschte, daß er Jessie heirathete. Aber wenn mein Kind ihn liebt und er sie, so möchte ich nichts Stillschweigendes gegen ihre Verbindung einzuwenden, wenn es mir freilich auch lieber

wäre, die unglückliche Affaire mit seinem Vater hätte sich niemals ereignet. Was die sogenannte Gesellschaft dazu sagte, würde mich höchst kalt lassen. Hingegen würde ich mich einer Verbindung zwischen meiner Tochter und William Bellenger ganz entschieden widersetzen, und ich glaube auch, daß Jessie zu wohl erzogen ist, um Neigung zu einem jungen Manne zu empfinden, der nur Wohlleben und sich selbst kennt und nach seiner Erziehung niemals fähig sein wird, eine nützliche That in die Welt zu setzen!“

Mr. Graham wünschte seiner verärrteten Schwiegermutter einen guten Abend und verließ das Zimmer, nachdem diese ihm noch flüchtig hatte mittheilen können, sie werde auf alle Fälle nach Deerwood reisen und ihre Entelin heimholen. Hingegen hatte Mr. Graham nichts einzuwenden, da er gleichfalls Verlangen trug, Jessie um sich zu sehen.

Die Abreise wurde auf den nächsten Morgen festgesetzt. Mrs. Bartons traf an dem Abend des Tages in Deerwood ein, welcher dem Herzensaustausch Walters mit Jessie folgte.

„Doch gewiß nicht in diesem elenden Hause?“ fragte sie den Omnibuskutscher, als er am Gartenthore der Marzalls anhielt.

„Doch Madame! Hier wohnt der Mr. Marshall,“ erwiderte der Mann, und langsam und topfschüttelnd ging sie den Weg hinauf.

Tante Debby war die erste, welche die Antommende genahrte, und sie rief ihrer Nichte zu: „Rach, Mary, rach! Sieh, wer da kommt! Da, da ist sie!“

Man hörte das laute Pochen Mrs. Bartons an der Thüre, und weil Mr. Graham augenblicklich anderweitig beschäftigt war, ging Tante Debby schon selber, um die Fremde zu empfangen.

„Weit augenblicklich Miß Jessie Graham zum Besuche in diesem Hause?“ fragte die Dame, verächtlich die schlichte Einrichtung musternd.

„Jawohl! Unsere liebe Jessie ist bei dem schönen Wetter mit Walter und Ellen in die Berge geritten. Sind Sie mit ihr vielleicht verhandelt?“

„Ich bin ihre Großmutter, und morgen werde ich sie mit mir nach Hause nehmen,“ antwortete die Dame erregt.

„O, wie schade!“ lautete Tante Debby's Antwort. „Walter wird dies sehr bedauern, denn erst wenige Tage ist er von der Universität ins Vaterhaus zurückgekehrt, und er hält viel auf Jessie.“

(Fortsetzung folgt.)

Line Caffe Thee.

Besonders in den langen Winterabenden ist der Thee ein gemüthvoller ausläßlicher Freund. Seine Urheimath ist Assam, eine Landschaft im Nordosten von Bengalen, wo Major Bruce Anfang des vorigen Jahrhunderts die Theepflanzen wild wachsend gefunden hat. Jedoch ist die Kultur des Thees schon sehr alt; in China baut man ihn etwa seit Beginn unserer Zeitrechnung und wenig später wurde er nach Japan verpflanzt. Dagegen dauerte es noch reichlich tausend Jahre, ehe er nur in Indien bekannt wurde und noch weit länger, d. h. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, bevor das Kraut nach Europa kam. Hier verdankte er seinen Aufschwung dem holländischen Leibarzt des Großen Kurfürsten, der eine ruhrende Abhandlung über das Kraut geschrieben und es seinem Herrn als stärkende Medizin empfohlen hatte. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Thee-Einfuhr indessen nur gering und erst von da ab, besonders seit der Entdeckung der großen Theeselder in Indien und Ceylon, nahm die Einfuhr rasch zu, so daß der Thee heute als tägliches Genussmittel allgemein bekannt geworden ist.

Was die Kulturverhältnisse anlangt, so hat man durch Kreuzung der wildwachsenden Pflanze mit der kultivirten chinesischen schon eine große Anzahl Varietäten erhalten, die den verschiedenen Lagen in Bezug auf Höhe, Temperatur und Feuchtigkeit angepaßt sind. Am zuträglichsten für das Gedeihen des Strauches ist ein warmer, mäßiger Feuchtigkeitsgehalt der Luft, wobei eine Höhenlage von 8000 Fuß wohl als die äußerste zu bezeichnen ist, wo der Thee noch mit Nutzen angebaut werden kann. In China ist der Strauch auf die Gegend zwischen dem 25. und 31. Grad nördl. Breite beschränkt. Der Anbau geschieht, ebenso wie beim Kakao und vielen unserer anderen Kulturpflanzen: In einem die Feuchtigkeit gut durchlassenden, wohl präparirten Waldboden werden Furchen gezogen und in kurzen, regelmäßigen Zwischenräumen je 2—3 Samen eingelegt, wonach man den Boden nur feucht und von Unkraut rein zu halten hat; in ähnlicher Weise verfährt man mit den nach 2—3 Monaten daraus entkeimenden Pflänzlingen. Sobald die Pflanze etwa 3 Fuß Höhe erreicht hat, also etwa im dritten Jahre, wird sie einen Fuß über dem Boden abgeschnitten, und so fort jedes Jahr etwas höher, bis der Strauch die ihm zugehörte Maximalhöhe erreicht und zugleich möglichst viele blattreiche Sprosslinge entwickelt hat. Blüten und Zweige, die sich zum Fruchtsatz eignen und der Pflanze allzuviel Kraft rauben würden, werden beschnitten.

Das Blatt ist das Denkmal der Unkrautbarkeit. Wenn wir es hüten, hütet es uns am wenigsten.

Nur Einer, der weiß, daß seine Meinung maßgebend ist, spricht von seiner „unmaßgeblichen Meinung“.

Im dritten Jahre, in höheren Lagen im vierten, gestaltet der Strauch die erste Ernte. Sie beginnt Ende März und kann bei günstigen, feuchtwarmen Wetter alle 8—14 Tage wiederholt werden, indem man die zwei bis drei obersten Blätter, sowie die zarten Blattknospen, die den sogenannten Blüthenzweigen liefern, abpflückt.

Sich selbst überlassen wächst der Theestrauch zu einem stattlichen Baume aus, der im October oder November aus großen weichen wohlriechenden Blüten die Früchte, runde, bräunliche, hafenförmige, zu zweien in einer braunen Hülse eingeschlossene Samen, reifen läßt, die im Innern einen östigen Kern enthalten.

Die Blätter haben, ähnlich dem Tabak, übrigens noch eine lange Behandlung durchzumachen, indem man sie wiederholt über Kohlenfeuer erhitze und danach unter fortwährendem Rollen trocknet und sortirt. Abgesehen von den unzähligen Sorten, die nur von dem feinsten Kenner unterschieden und an Ort und Stelle, zum Theil von berufsmäßigen Theeofficieren aus hunderten, je nach Herkunft und Lage verschiedenen Qualitäten bewerthet werden, sind bei uns besonders bekannt geworden: Der Pekto oder sogenannte Blüthenzweige, ein Thee erster Ernte vom feinstem, an Melone oder Pfirsich erinnerndem Geruch, dessen Aufguss gelblich erscheint; der Souchong, von jungen gut geernteten Blättern und citronenartigen Geruch; der Kongoo (d. h. bearbeiteter) Thee, schwarzlich-grüne Blätter, die gleichfalls einen hellen Aufguss von angenehmem Geruch liefern. Von den sogenannten grünen, d. h. schwächer geheizten Thees steht der sogenannte Kaiserthee, der ebenfalls nur von den zartesten Blättern des ersten Ernte gewonnen wird, obenan. Er pflegt selten über die allerhöchsten Kreise hinaus zu kommen. Ihm nahe steht der Perlthee aus den zartesten Blättern der zweiten Ernte bestehend und zu kleinen, runden Kugeln zusammengewickelt; der Aufguss ist grüngelb und von angenehmem, milden Duft und Geschmack.

Eine eigentliche Waare ist der Ziegthee, der aus allen möglichen Abfällen der Zubereitung dargestellt, Wasserdampf ausgefegt und in Ziegelformen gepreßt wird, deren Aufguss vom untern Volke getrunken wird; auch dient er, gewöhnlich mit Fett oder Milch versetzt, den China bedachtenden Nomadenstämmern als Nahrungsmittel. Ueberhaupt gewinnt man erst einen Begriff von der Bedeutung des Thees, wenn man erfährt, daß er für 500 Millionen Menschen fast das einzige Getränk bildet und seine Verbreitung diejenige aller anderen Narcotica weit übertrifft.

Die Frage liegt nahe, auf welche Weise im klassischen Lande des Thees selbst, in China, das Getränk zubereitet wird. Nach übereinstimmenden Berichten so, daß einige Theesorten in die Tasse gelegt, lauwarmes Wasser darüber gegossen und die Tasse mit der umgekehrten Unterseite zugedeckt wird; nichts weiter. Der Chinese kennt keinerlei Zusatz, nicht Zucker, noch weniger Sahne oder Milch. Das Getränk ist dann von einer klaren, gelblich grünen Farbe; es behält sein Aroma besonders rein und äußert seine belebende Eigenschaft in trügerischer Weise. In ähnlicher Art wird der Thee im ganzen Orient genossen. Thee, der auf diese Weise, d. h. nur nach flüchtiger Verzehrung seiner Blätter mit lauwarmem Wasser, entstanden ist und daher nur das leichtlösliche Theobromin, nicht die schwerer löslichen (bezoenischen) Gerbstoffe enthält, die den Thee dunkelbraun färben, ist eines der herrlichsten, für Gesunde und Kranke gleich empfehlenswerthen Getränke und in jeder Beziehung harmlos als Kaffee. Der grüne Thee, der bei übermäßigem Genuß die schädlichen Wirkungen des Thees überhaupt in stärkerer Weise zeigt als der schwarze, ist auch reich an Gerbstoffe aus der letztere, bei dem durch beträchtlicher Theil der Säure durch den Gährungsproceß zerstört wird.

Ein guter Thee darf von den Blättern nur das Aroma angenommen haben; alles übrige ist von Uebel. Ueberhaupt, muß, wie der Kaffee stark, der Thee leicht sein. Dies haben außer den Chinesen am besten und rashesten ihre Nachbarn, die Russen, begriffen, die bei der Theebereitung nach denselben Grundregeln verfahren wie jene, während die Engländer und noch mehr die Holländer, vielleicht entsprechend dem im ganzen etwas schwächeren Geschmack dieser Völker, den Thee sehr stark und fast schwarz genießen. Da hilft denn keine Verdünnung mit Wasser mehr, der herbe, bittere Geschmack bleibt, Blume und Poesie gerinnt das Getränk niemals, während die ungenügenden physikalischen Eigenschaften hier, wie bei jedem Uebermaß, unliebsam hervortreten.

Gegenwärtig wird mehr Weltschmerz geschrieben und gelesen als gemacht.